

Michel Foucault

Geometrie

des Verfahrens

Schriften zur Methode
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1934

Der vorliegende Band versammelt erstmals wichtige Texte und Textstellen, in denen sich Foucault zur Methodenfrage äußert und die in seinem Werk nur sehr verstreut zu finden sind. Die Auswahl bildet einerseits zeitgebundene Debatten ab, zeigt aber auch eine Fülle von noch heute aktuellen methodologischen Problemen: Materialität und Körper, Geschlecht und Raum, Macht und Wissen, die Ideengeschichte und ihre Grenzen. Das Nachwort von Petra Gehring unterstreicht die Aktualität der Arbeitsweise Foucaults und schärft den Blick für die Präzision seiner Verfahren.

Michel Foucault (1926-1984) hatte von 1970 an den Lehrstuhl für die Geschichte der Denksysteme am College de France in Paris inne. Sein Werk liegt im Suhrkamp Verlag vor.

Michel Foucault

Geometrie des Verfahrens

Schriften zur Methode

Herausgegeben von Daniel Defert
und François Ewald
unter Mitarbeit von Jacques Lagrange

Ausgewählt und mit einem Nachwort
von Petra Gehring

Übersetzt von Michael Bischoff,
Horst Brühmann,
Hans-Dieter Gondek,
Renate Hörisch-Hellgrath,
Hermann Kocyba,
Ulrich Köppen und
Jürgen Schröder

Suhrkamp

2. Auflage 2025

Erste Auflage 2009

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1934

Originalausgabe

© 2009, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29534-2

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Inhalt

Gebrauchsanweisung	7
------------------------------	---

A. Programmatische Linien

Die Banden des Billardtisches; Reim und Vernunft	11
Michel Foucault, »Die Ordnung der Dinge« (Gespräch mit R. Bellour)	15
Über verschiedene Arten, Geschichte zu schreiben (Gespräch mit R. Bellour)	23
Antwort auf eine Frage	42
Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den <i>Cercle d'épistémologie</i>	69
<i>Archäologie des Wissens</i> : Die Einheiten des Diskurses	112
<i>Archäologie des Wissens</i> : Die archäologische Beschreibung . . .	124
Michel Foucault erklärt sein jüngstes Buch (Gespräch mit J.-J. Brochier)	172
Nietzsche, die Genealogie, die Historie	181
Die politische Funktion des Intellektuellen	206
Der Diskurs darf nicht gehalten werden für	213
Das Spiel des Michel Foucault (Gespräch mit D. Colas u.a.) [Ausschnitt]	215
Gespräch über die Macht	221
Der Staub und die Wolke	235
Diskussion vom 20. Mai 1978	248
Gebrauch der Lüste und Techniken des Selbst	266

B. Zur Landkarte der Disziplinen

Die Sprache des Raumes [Ausschnitt]	297
Philosophie und Psychologie (Gespräch mit A. Badiou)	299
Botschaft oder Rauschen?	311
»Wer sind Sie, Professor Foucault?« (Gespräch mit P. Caruso) [Ausschnitt]	315
Worte und Bilder	320
Gespräch über das Gefängnis: das Buch und seine Methode (Gespräch mit J.-J. Brochier) [Ausschnitt]	324

Fragen an Michel Foucault zur Geographie	326
Das Spiel des Michel Foucault (Gespräch mit D. Colas u.a.)	
[Ausschnitt]	342

C. Bruchstücke zur Methodologie

Cogito	349
Archäologie	350
Tod des Menschen	351
Abendland	351
»Werkzeugkisten«	352
Macht und Wissen	354
Die Macht arbeitet	355
Schreiben	356
Politik des Wahren	357
Keine Methode	358
Machtbeziehungen	360
Erfahrung, Experiment	362
Genealogien	363
Subjekt, Anderes	364
Geschichte der Problematisierungen vs. Dekonstruktion . . .	366
Technologien des Selbst	368

Petra Gehring: Nachwort

Foucaults Verfahren	373
Nachweise	394

Gebrauchsanweisung

Äußerungen Foucaults zu methodologischen Fragen finden sich über das Gesamtwerk verstreut. Die vorliegenden »Schriften zur Methode« wurden daher aus verschiedenen Publikationen Foucaults zusammengestellt. Teils handelt es sich um Buchkapitel, teils um Aufsätze, vielfach um Gespräche oder aber Ausschnitte aus Gesprächen.

Beim Gebrauch dieses Buches ist also darauf zu achten, ob ein Text hier vollständig abgedruckt ist oder ob es sich um einen Textausschnitt handelt. Angaben hierzu – sowie den vollständigen Nachweis der deutschsprachigen Ausgabe, welcher der fragliche Text oder Textausschnitt entstammt – finden sich jeweils unter der Überschriftenzeile bzw. in den Nachweisen am Ende des Bandes. Auf die vierbändige Ausgabe Michel Foucault, *Schriften/Dits et Écrits*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2001-2005 wird unter Nennung des Bandes und der dort verwendeten laufenden Nummer der jeweiligen Schrift verwiesen.

Unter der Überschrift »Bruchstücke zur Methodologie« werden im dritten Teil dieses Buches Antworten Foucaults auf Fragen abgedruckt, die Gesprächen entnommen sind, in denen das Thema »Methode/n« nur kurz berührt wird. So ergibt sich gleichsam eine Sammlung von methodologischen Statements mit den dazugehörigen Fragen. Über die Entscheidung für derart kurze Ausschnitte (wie auch über die Auswahl der Stellen) kann man streiten. Aus Sicht der Herausgeberin überwiegt der Vorteil, mit diesen Stellen synoptisch arbeiten zu können, den Nachteil der Dekontextualisierung.

Vollständigkeit kann diese Ausgabe schon deshalb nicht beanspruchen, weil es unumgänglich war, sich hinsichtlich der *Archäologie des Wissens* und auch des hier nach langer Diskussion doch nur spielerisch zitierten Buches *Raymond Roussel* zu beschränken. Die zu treffenden Auswahlentscheidungen waren schwierig. Beide Bücher werden jedem Leser und jeder Leserin dieser Ausgabe auch zur vollständigen Lektüre empfohlen.

In Übersetzungen ist an wenigen Stellen und stillschweigend eingegriffen worden. Die Ausschnitte aus der *Archäologie des Wissens* sind auf neue Rechtschreibung umgestellt.

Petra Gehring

A. Programmatische Linien

Die Banden des Billardtisches Reim und Vernunft

Man stelle sich einen Europäer vor, der nach einem Schiffbruch von einem schwarzen Häuptling gefangen genommen wird; mit Hilfe von Brieftauben und dank eines wunderbaren Vorrates an Tinte und Papier schickt er seiner Ehefrau eine lange Folge von Briefen, in denen er von den wilden Kämpfen und den Menschenfleischgelagen erzählt, deren verabscheuungswürdiger Held sein Herr ist. Roussel sagt all das besser und knapper: »*les lettres du blanc sur les bandes du vieux pillard*« [die Briefe des Weißen über die Banden des alten Plünderers]« [*Parmi les Noirs*, S. 54].

Und mit einem Mal sind »*les lettres du blanc sur les bandes du vieux billard*« [die Buchstaben aus Weiß auf den Banden des alten Billardtisches] typographische Zeichen, die mit Kreide auf die Ränder eines großen Tisches gemalt werden, der mit einem grünen, bereits ein wenig mottenzerfressenen Tuch bedeckt ist, als man an einem regnerischen Nachmittag eine Gruppe von Freunden unterhalten will, die gemeinsam in einem Landhaus festsitzen und denen man deshalb Rätsel zu entschlüsseln gibt; zu ungeschickt, einigermaßen anschauliche Figuren zu zeichnen, werden sie allerdings nur gebeten, die auf der großen rechteckigen Tischkante verteilten Buchstaben zu zusammenhängenden Wörtern umzugruppieren.

Aus der zugleich minimalen und immensen Abweichung zwischen diesen beiden Sätzen gehen Gestalten hervor, die zu den vertrautesten von Roussel zählen: Gefangenschaft und Befreiung, Exotismus und Kryptogramme, Leiden durch die Sprache und Erlösung durch eben diese Sprache, Souveränität der Worte, deren Rätsel stumme Szenen hervorbringt wie die der festsitzenden Eingeladenen, die sich in einer Art von Reigen um den Billardtisch herumbewegen, auf dem der Satz sich wiederherzustellen sucht. All dies bildet die natürliche Landschaft der vier Hauptwerke von Roussel, der vier großen Texte, die dem »Verfahren« unterstehen: *Impressions d'Afrique*, *Locus Solus*, *L'Étoile au Front*, *Poussière de Soleils*.

[...]

Die Lücken zwischen den Worten werden zur Quelle eines nie verliegenden Reichtums. Verlassen wir den ersten Bereich des Billardtisches und lassen wir im induktiven Feld andere Gruppen auftreten.

Rein zufällig und ihrem Erscheinen gemäß wird die Maschinerie des Verfahrens sie auf die gleiche Weise behandeln: Sie wird ihre Klinge mitten in ihre Dichte gleiten lassen, um dort zwei fremde Bedeutungen in der beibehaltenen Einheit der Form sichtbar werden zu lassen. Diese neuen eponymen Paare besitzen manchmal eine natürliche Erscheinungsform (*maison à espagnolettes* [Haus mit Fensterriegeln/Herrscherhaus für kleine Spanierinnen], *cercle à rayons* [geometrischer Kreis mit Radien/Klub mit Ruhmesstrahlen], *vestes à brandebourgs* [Westen mit Rockschnüren/Misserfolge des Kurfürsten von Brandenburg], *roue à caoutchouc* [Wagenrad mit Gummiprofil/Pfauenrad schlagende, hochmütige Person mit Gummibaum], *tulle à pois* [Tüllstoff mit Verdickungen im Gewebe/durch einen dicken Punkt markierte Stadt Tulle], *quinte à résolution* [Notenabstand zur Auflösung eines Akkordes/Hustenanfall mit Auflösung bei der Lektüre des Katechismus]); häufig aber bilden sie auch ziemlich zufällige Begegnungen. Wenn der Ingenieur Bédu auf dem *Tez* einen Webstuhl eingeführt hat, der wie eine Wassermühle funktioniert, so nur wegen einer anfänglichen Begegnung: »Metier (Beruf) in den Anfängen (Morgenröte). Ich dachte an ein Metier, das ein frühes Aufstehen erfordert.« Wenn Naïr einen mit »kleinen Skizzen, die die verschiedensten Dinge darstellen«, ausgeschmückten Zopf Djizmé zum Geschenk macht – ein wenig in der Art eines Lampenstrumpfes –, dann wegen der Assoziation von »Zopf (Geflecht einer Frau, das sie mit ihren Haaren herstellt) und Hintern (ich dachte an einen sehr langen Zopf)«. Oder auch in dem Fall, in dem ein herrlicher Zufall dem Geist in einer Doppelgestalt die Worte *crachat* und *delta* präsentiert, woran denkt man da zunächst? An eine Verzierung, die ein dreieckiges Zeichen von der gleichen Form wie der großgeschriebene griechische Buchstabe besitzt? Oder an einen Mann, der einen so majestätischen, so üppigen, so flüssigen Speichelstrom von sich gibt, dass er sich wie die Rhone oder der Mekong in ein Delta ergießt? Daran hat Roussel zunächst gedacht.

Aber es geht nicht um mein Spiel. Meine Auffassung zu der mehr oder weniger großen Natürlichkeit dieser »Begegnungen mit der Fundgrube« der Sprache ist unwichtig. Wir suchen nach den reinen Formen. Was zählt, ist der in den Zwischenräumen der Sprache herrschende Anteil des Zufälligen, die Art und Weise, in der es dort, wo es herrscht, entzogen, am Ort seiner dunklen Niederlage aber gerühmt wird.

Scheinbar triumphiert der Zufall [*hasard*] an der Oberfläche der Erzählung, in diesen Gestalten, die so natürlich aus dem Grunde ihrer Unmöglichkeit auftauchen – in dem singenden Wurm, dem amputierten Mann, der ein Einmann-Orchester darstellt, in dem Hahn, der seinen Namen schreibt, indem er Blut spuckt, in den Medusen von Fogar, den gefräßigen vegetabilischen Schirmen. Aber diese Monstrositäten ohne Gattungen oder Familien sind notwendige Begegnungen, sie gehorchen mathematisch dem Gesetz der Synonyme und dem Prinzip der genauesten Ökonomie; sie sind unvermeidlich. Und wenn man das nicht weiß, so nur, weil sie auf der äußeren und illusorischen Seite einer düsteren Notwendigkeit angesiedelt sind. Aber am Eingang des Labyrinthes (einem Eingang, den man nicht sieht, weil er sich paradoxerweise im Zentrum befindet) überstürzt sich pausenlos ein echter Zufall [*hasard*]. Aus dem Beliebigen gegriffene Worte, Worte ohne feste Bleibe, Satzketten, alte Collagen der Konfektionssprache, neue Verbindungen – eine ganze Sprache, die eigentlich nur den Sinn hat, ihrem eigenen Glücksspiel unterworfen zu sein und mit ihrem eigenen Schicksal versöhnt zu werden, wird blind der großen Ausschmückung des Verfahrens ausgesetzt. Zu Beginn gibt es diese Lose, deren Ausgang kein Instrument, keine List voraussieht; dann bemächtigt sich der wunderbare Mechanismus ihrer, transformiert sie, doubliert ihre Unwahrscheinlichkeit durch das Spiel der Synonyme, zieht zwischen ihnen einen »natürlichen« Weg und übergibt sie schließlich einer gewissenhaften Notwendigkeit. Der Leser glaubt endlose Verirrungen der Phantasie zu erkennen, wo es nur die Zufälle [*hasards*] der methodisch gehandhabten Sprache gibt.

Ich glaube darin nicht gerade eine automatische Schreibweise zu erkennen, sondern die aufgeweckteste von allen: eine Schreibweise, die eigenständig alle nicht wahrnehmbaren und fragmentarischen Spiele des Zufälligen gemeistert hat; die alle Zwischenräume ausgefüllt hat, durch die sie heimtückisch hätte gleiten können; die die Lücken beseitigt, die Umwege weggewischt und das Nicht-Sein, das zirkuliert, wenn man spricht, ausgetrieben hat; eine Schreibweise, die einen angefüllten, solidarischen und massiven Raum organisiert hat, in dem die Worte durch nichts bedroht werden, solange sie ihrem PRINZIP Gehorsam leisten; die eine verbale Welt geschaffen hat, deren lebendige und aneinander gedrängte Elemente das Unvorhergesehene beschwören; eine Schreibweise, die eine Sprache aufrecht erhält, die, indem sie den Traum, den Schlaf, die Überraschung, *das*

Ereignis im Allgemeinen verweigert, für die Zeit eine wesentliche Herausforderung darstellt. Das geschieht, indem der ganze Zufall [*hasard*] geschlossen an den Ursprung dessen, was da spricht, zurückverlagert wird, auf die noch schweigende Linie, auf der sich die Möglichkeit der Sprache abzeichnet. Was im Zufälligen wesentlich ist, spricht nicht durch die Worte und lässt sich bei ihrer Gewundenheit nicht absehen; es ist der Ausbruch der Sprache, ihre plötzliche Präsenz: diese Reserve, der die Worte entsteigen – dieser absolute Rückzug der Sprache auf sich selbst, der dazu führt, dass sie spricht. Sie ist keine vom Licht durchzuckte Nacht, kein erleuchteter Schlaf und kein schlummernder Wachzustand. Sie ist die irreduzible Grenze zum Erwachen; sie zeigt an, dass im Augenblick des Sprechens die Worte bereits da sind, es vor dem Sprechen aber nichts gibt. Diesseits des Erwachens gibt es kein Wachsein. Aber sobald der Tag anbricht, liegt die Nacht vor uns, bereits in eigensinnige Kieselsteine zerbrochen, aus denen wir uns dann unseren Tag einrichten müssen.

In der Sprache ist der einzige ernsthafte *Zufall* [*aléa*] nicht der von inneren Begegnungen, sondern der des Ursprungs. Reines Ereignis, das zugleich in der Sprache und außerhalb von ihr angesiedelt ist, da es ihre anfängliche Grenze bildet. Es dokumentiert nicht, dass die Sprache ist, was sie ist, sondern dass es überhaupt Sprache gibt. Und das VERFAHREN besteht gerade darin, den Diskurs von allen diesen falschen Zufällen der »Inspiration«, der Phantasie, der über das Papier gleitenden Feder zu reinigen, um ihn mit der unerträglichen Evidenz zu konfrontieren, dass die Sprache aus dem Grunde einer vollkommen erleuchteten und unmöglich zu beherrschenden Nacht zu uns kommt. Unterdrückung des literarischen Zufalls, seiner Umwege und Nebenwege, damit die gerade Linie eines in noch stärkerem Maße unverhofften Zufalls erscheine: derjenige, der mit dem Zutagetreten der Sprache zusammenfällt. Das Werk Roussels – und das ist einer der Gründe, aus denen es aus der Gegenströmung zur Literatur heraus entspringt – ist ein Versuch, den unvermeidbarsten der Zufälle [*hasards*] gemäß dem am wenigsten aleatorischen Diskurs zu organisieren.

Michel Foucault, »Die Ordnung der Dinge«

»Michel Foucault, *Les Mots et les Choses*« (Gespräch mit R. Bellour), *Les Lettres françaises* 1125, 31. März - 6. April 1966, S. 3f.

Welcher Zusammenhang besteht zwischen Les Mots et les Choses [dt. Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main 1971] und der Histoire de la folie [dt. Wahnsinn und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1969]?

Die *Histoire de la folie* war im Wesentlichen die Geschichte einer Teilung, eines gewissen Schnitts, den jede Gesellschaft vornehmen muss. In diesem Buch wollte ich dagegen die Geschichte der Ordnung nachzeichnen; ich wollte aufzeigen, wie Gesellschaften mit der Ähnlichkeit zwischen den Dingen umgehen und wie die Unterschiede zwischen den Dingen beherrscht, zu Netzen angeordnet und durch rationale Schemata erfasst werden können. Die *Histoire de la folie* ist die Geschichte des Unterschieds, *Les Mots et les Choses* die Geschichte der Ähnlichkeit, der Gleichheit, der Identität.

In dem Untertitel, den Sie dem Buch gegeben haben, findet sich das Wort »Archäologie«, das bereits im Untertitel der Naissance de la clinique [dt. Die Geburt der Klinik, München 1973] und im Vorwort zur Histoire de la folie auftaucht.

Mit »Archäologie« meine ich kein Fachgebiet, sondern ein Forschungsfeld, das etwa folgendermaßen aussieht:

Kenntnisse, philosophische Ideen und Alltagsansichten einer Gesellschaft, aber auch ihre Institutionen, die Geschäfts- und Polizeipraktiken oder die Sitten und Gebräuche verweisen auf ein implizites Wissen, das dieser Gesellschaft eigen ist. Dieses Wissen unterscheidet sich tiefgreifend von dem Wissen, das man in wissenschaftlichen Büchern, philosophischen Theorien und religiösen Rechtfertigungen finden kann, aber erst dieses Wissen macht es möglich, dass zu einer bestimmten Zeit eine Theorie, eine Meinung oder eine Praxis aufkommt. So musste erst ein bestimmtes Wissen über Wahnsinn und Nichtwahnsinn, über Ordnung und Unordnung vorhanden sein, damit Ende des 18. Jahrhunderts überall in Europa die großen Einschließungszentren entstehen konnten, und genau dieses Wissen woll-

te ich untersuchen, als Bedingung der Möglichkeit von Kenntnissen, Institutionen und Praktiken.

Solch ein Forschungsstil ist für mich deshalb interessant, weil dabei das Problem vermieden werden kann, ob die Theorie der Praxis vorausgegangen ist oder umgekehrt. Ich behandle Praktiken, Institutionen und Theorien auf derselben Ebene nach ihren jeweiligen Isomorphismen und suche das gemeinsame Wissen, das sie möglich gemacht hat, die Schicht des konstitutiven historischen Wissens. Statt dieses Wissen aus der Sicht des »Praktisch-Passiven« zu erklären, bemühe ich mich um eine Analyse des »Theoretisch-Aktiven«, wie ich es nennen möchte.

Damit stehen Sie vor dem zweifachen Problem der Geschichte und der Formalisierung.

All diese Praktiken, Institutionen und Theorien behandle ich auf der Ebene von Spuren, und das heißt fast immer von sprachlichen Spuren. Das Ensemble dieser Spuren bildet ein Feld, das als homogen gelten kann. Man macht *a priori* keinerlei Unterschiede zwischen den Spuren, und es gilt nun, in diesen Spuren unterschiedlichster Art genügend gemeinsame Merkmale zu finden, um dasjenige zu ermöglichen, was die Logiker Klassen, die Ästhetiker Formen und die Humanwissenschaftler Strukturen nennen und was das Invariante darstellt, das einer gewissen Anzahl dieser Spuren gemeinsam ist.

Wie gehen Sie dabei mit dem Problem der Auswahl um?

Es darf keine privilegierte Auswahl geben. Man muss alles lesen, alle Institutionen und Praktiken kennen. Man muss sich hüten, die aus der Ideengeschichte und der Philosophie bekannten Vorstellungen ungeprüft zu übernehmen. Wir haben es mit einem Feld zu tun, auf dem die traditionellen Unterscheidungen und Gewichtungungen keine Rolle spielen. Darum behandelt man den *Don Quichotte* geradeso wie Descartes oder einen Erlass von Pomponne de Bellièvre über die Schaffung geschlossener Anstalten. Und man wird auch sehen, dass die Grammatiker des 18. Jahrhunderts ebenso »bedeutsam« sind wie die bekannten Philosophen dieser Zeit.

Darum sagen Sie zum Beispiel, Sie hätten von Cuvier und Ricardo ebenso viel gelernt wie von Kant und Hegel oder vielleicht sogar mehr. Aber damit stellt sich das Problem, wie man mit dieser Masse an Informationen umgehen soll: Wie soll man alles lesen?

Man kann durchaus alle Grammatiker lesen oder alle Ökonomen. Für *Naissance de la clinique* habe ich für die Zeit von 1780 bis 1820 alle medizinischen Arbeiten gelesen, die in methodischer Hinsicht Bedeutung besaßen. Man wird wahrscheinlich uneingestanden eine Wahl treffen, aber eigentlich dürfte es keine Auswahl geben. Man müsste alles lesen, alles studieren. Anders gesagt, man müsste über das gesamte allgemeine Archiv einer Zeit zu einem bestimmten Zeitpunkt verfügen. Und die Archäologie im strengen Sinne ist die Wissenschaft dieses Archivs.

Was bestimmt die Auswahl einer bestimmten historischen Zeitspanne (in der Histoire de la folie etwa der Zeit von der Renaissance bis heute)? Und in welchem Zusammenhang steht sie mit der archäologischen Perspektive, die Sie einnehmen?

Diese Art Forschung ist nur möglich als Analyse des Bodens, auf dem wir stehen. Es ist durchaus kein Mangel, dass solche rückwärts-gewandten Fachgebiete ihren Ausgangspunkt im Heute haben. Es besteht kein Zweifel, dass die Frage der Unterscheidung zwischen Vernunft und Unvernunft erst seit Nietzsche und Artaud möglich ist. Das ist der Boden, auf dem unser modernes Verständnis des Wahnsinns steht und den ich untersuchen wollte. Wenn es in diesem Boden nicht so etwas wie eine Verwerfung gegeben hätte, wäre eine Archäologie weder möglich noch nötig gewesen. Und wenn nicht mit Freud, Saussure und Husserl die Frage nach der Bedeutung und dem Verhältnis zwischen Bedeutung und Zeichen Eingang in die europäische Kultur gefunden hätte, wäre es offensichtlich auch nicht erforderlich, den Boden zu erforschen, auf dem unser Verständnis von Bedeutung ruht. In beiden Fällen handelt es sich um kritische Analysen unserer Situation.

Was hat Sie zur Auswahl der drei Achsen veranlasst, die Ihre gesamte Analyse bestimmen?

Im Großen und Ganzen Folgendes: Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts scheinen die Humanwissenschaften sich zwei Verpflichtungen auferlegt zu haben und zwei Postulaten zu gehorchen, die jeweils beide zugleich erfüllt werden müssen. Das eine ist die Hermeneutik, Interpretation oder Exegese; danach gilt es, den verborgenen Sinn zu entdecken. Das andere ist die Forderung nach Formalisierung; danach gilt es, das System, die strukturelle Invariante, das Netz der Gleichzeitigkeiten zu finden. In den Humanwissenschaften schienen nun diese beiden Fragen derart in Konflikt zu geraten, dass der Eindruck entstehen mochte, sie müssten entweder das eine oder das andere sein, entweder Interpretation oder Formalisierung. Was ich nun unternommen habe, ist genau die archäologische Untersuchung dessen, was diese Mehrdeutigkeit möglich gemacht hat; das heißt, ich habe den Ast gesucht, der sich da verzweigt.

Dazu musste ich zwei Fragen hinsichtlich des klassischen Zeitalters beantworten: die Frage der Zeichentheorie und die der empirischen Ordnung, der Konstitution empirischer Ordnungen.

Das klassische Zeitalter gilt gemeinhin als Zeitalter einer radikalen Mechanisierung der Natur, einer Mathematisierung des Lebendigen, aber ich hatte den Eindruck, dass es in Wirklichkeit etwas anderes war, dass es da einen wichtigen Bereich gab, der die allgemeine Grammatik, die Naturgeschichte und die Analyse des Reichtums umfasste; und dass dieser empirische Bereich auf dem Projekt beruhte, Ordnung in die Dinge zu bringen, und zwar nicht über Mathematik und Geometrie, sondern durch eine Systematik der Zeichen, eine allgemeine und systematische Taxonomie der Dinge.

Also hat der Verweis auf das klassische Zeitalter die drei Achsen bestimmt. Wie erfolgt nun in diesen drei Bereichen der Übergang vom klassischen Zeitalter zum 19. Jahrhundert?

Da bin ich auf etwas gestoßen, das mich sehr überrascht hat: Innerhalb des klassischen Wissens gab es den Menschen gar nicht. An der Stelle, an der wir heute den Menschen sehen, stand damals das dem Diskurs oder der sprachlichen Ordnung eigene Vermögen, die Ordnung der Dinge wiederzugeben. Um die Grammatik oder das System der Reichtümer zu erforschen, musste man nicht über die Humanwissenschaften, sondern konnte über den Diskurs gehen.

Aber wenn eine Literatur scheinbar über den Menschen gesprochen hat, dann doch wohl die des 17. Jahrhunderts.

Soweit das klassische Wissen aus diskursförmig geordneten Repräsentationen bestand, gab es darin für all die Begriffe, die unserem Verständnis des Menschen zugrunde liegen, wie diejenigen des Lebens, der Arbeit und der Sprache, weder einen Platz noch eine Daseinsberechtigung.

Ende des 18. Jahrhunderts verlor der Diskurs die ordnungsstiftende Rolle, die er im klassischen Wissen gespielt hatte. Es bestand keine Transparenz mehr zwischen der Ordnung der Dinge und der Ordnung ihrer möglichen Repräsentationen; die Dinge zogen sich gleichsam auf ihre eigene Dichte und das Erfordernis zurück, sie von außen zu repräsentieren; auf diese Weise erschienen die Sprachen mit ihrer Geschichte, das Leben mit seiner Organisation und Autonomie, die Arbeit mit ihrem eigenen Produktionsvermögen. Angesichts dieser Tatsache, in der Lücke, die der Diskurs hinterlassen hatte, konstituierte sich der Mensch, und zwar einer, der genauso lebt, spricht und arbeitet, wie er Leben, Sprache und Arbeit erkennt, und der schließlich auch selbst in dem Maße erkannt werden kann, wie er lebt, spricht und arbeitet.

Wie stellt sich vor diesem Hintergrund unsere heutige Situation dar?

Wir befinden uns heute in einer sehr vieldeutigen Situation. Den Menschen gibt es erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, weil der Diskurs seine gesetzgeberische Macht über die empirische Welt verlor. Der Mensch steht genau dort, wo der Diskurs verstummte. Mit Saussure, Freud und Husserl erscheint nun geradezu im Kern der Erkenntnis des Menschen wieder das Problem des Sinns und des Zeichens. Das heißt, wir können uns fragen, ob die Wiederkehr des großen Problems des Sinns und des Zeichens und der Ordnung der Zeichen in unserer Kultur gleichsam überlagert, was das klassische Zeitalter und die Moderne ausgemacht hatte, oder ob sich darin ankündigt, dass der Mensch verschwinden wird, weil die Ordnung des Menschen und die der Zeichen in unserer Kultur bisher unvereinbar waren. Der Mensch stürbe dann an den Zeichen, die in ihm entstehen, und genau das hat als Erster Nietzsche sagen wollen.